



Dank dem schwachen Dollar sind US-Produkte im Export konkurrenzfähig: Lastwagen von Caterpillar in einer Mine in Nevada. (AP)

Schwacher Dollar rettet die Exportindustrie

Amerikanische Waren sind im Ausland gefragt: Die US-Exporte sind im ersten Semester um 19% gestiegen. Kleine Hersteller erleben nun ein Comeback. Von Ning Wang, New York

Die amerikanische Wirtschaft bietet derzeit ein düsteres Panorama. Die Krise im Immobilienmarkt ist längst nicht vorbei, im Juli liegt die Zahl der Zwangsversteigerungen um 55% über dem Vorjahr. Seit Jahresbeginn haben Unternehmen und Verwaltungen monatlich 66 000 Stellen abgebaut – insgesamt fast eine halbe Million. Die Autohersteller in Detroit sind angesichts des rekordhohen Benzinpreises am Rande der Pleite, und die Lebensmittelpreise steigen wie seit Jahrzehnten nicht mehr. Viele Amerikaner kleben Rabattmarken, um ein paar Dollar beim Supermarktbesuch zu sparen.

Doch Drew Greenblatt ist so guter Dinge wie seit Jahren nicht. «Wir erleben ein richtiges Comeback – und es ist eine wunderbare Entwicklung, die wir derzeit sehen», sagt der Inhaber von Marlin Steel Wire in Baltimore. Der 27-Personen-Betrieb liefert Drahtkörbe. Zu den Kunden von Marlin Steel gehören Konzerne wie Alcoa, Kimberly Clark, Campbell und Coca-Cola. Aber auch die Liste der ausländischen Kunden ist beeindruckend – mit Namen wie Bayer, Novartis und Miele.

Markantes Wachstum

Vor einigen Jahren noch fürchtete Greenblatt, dass ihm die Konkurrenz aus Asien den Garau machen würde. Dann spezialisierte er sich. Marlin liefert etwa antibakterielle Drahtkörbe für Grossküchen. Jetzt hat er in den Billiglohnländern selbst Kunden. Greenblatt ist kein Einzelfall. «Es gibt einen Lichtblick am Horizont: die Exporte», sagt David Huether, Chefökonom bei der National Association of Manufacturers, dem grössten Industriedachverband in Washington. So sind die US-Exporte im ersten Halbjahr 2008 gegenüber der Vorjahresperiode um 19,2% gestiegen. Der Wert der ausgeführten Güter betrug im letzten Jahr über 1000 Mrd. \$ und hat gegenüber 2002 um 40% zugenommen.

Das macht die USA, die traditionell auf die weltgrösste Binnennachfrage ausgerichtet sind, noch lange nicht zur Exportnation. Die Importe übersteigen noch immer deutlich die Ausfuhren. Doch der Trend stimmt: Im Juni ist das Handelsbilanzdefizit von 59,2 Mrd. \$

auf 56,8 Mrd. \$ geschrumpft, da Exporte so deutlich wie seit vier Jahren nicht mehr zugenommen haben. So gross ist die Nachfrage in Übersee, dass manche Güter gar nicht mehr verschifft werden können. In Los Angeles gibt es am Hafen nicht mehr genügend Container, um die Güter aufzunehmen. Manche Experten glauben, dass ohne die Exporte die grösste Volkswirtschaft schon längst in eine Rezession geschlittert wäre.

Der Zündfunken für den Ausfuhrboom kam durch ein Ungleichgewicht zustande. «Geholfen hat uns vor allem der schwache US-Dollar», sagt Armen Kouleyan, Mitinhaber des Unternehmens Exxel Outdoors, das inzwischen auch nach Europa liefert. Mitte Februar markierte der Greenback gegenüber dem Schweizerfranken einen Tiefstwert – und galt nur noch 99 Rappen. Inzwischen ist er wieder etwas angestiegen – am letzten Freitag waren knapp Fr. 1.10 für den Dollar zu zahlen. Doch Analysten halten die US-Währung immer noch für unterbewertet.

Die Währungsentwicklung hat einen bereits bestehenden Trend nur noch verstärkt. «Die Arbeitskosten in China steigen, und zum anderen haben die Transportkosten enorm angezogen. Produkte aus den USA sind so wegen der kürzeren Transportstrecken günstiger für Abnehmer in Ländern wie Kanada, Mexiko und Lateinamerika geworden», sagt Exxel-Präsident Kouleyan. Sein Unternehmen, das sei-

nen Sitz in Alabama hat, stellt Ausrüstung für Camper und Wanderer her und hat sich auf Schlafsäcke spezialisiert. Die Kundenliste besteht inzwischen aus führenden Detailhändlern wie Wal-Mart, Sears und K-Mart.

Rückzug aus China

Um die Produktion auszubauen, kaufte Exxel vor acht Jahren Wal-Mart ein Werk in Haleyville im Gliedstaat Alabama ab. Bis 2010 sollen 90% der Produktion dort gefertigt werden. Schon im letzten Dezember brachten die Gründer von Exxel Outdoors zudem die Produktion aus Schanghai wieder weitgehend in die USA zurück.

Auch andere ausländische Firmen ziehen sich verstärkt aus China zurück und kehren in die USA heim. «Ich nenne das Insourcing. Toyota hat über zehn neue Produktionsstätten in den USA, und auch deutsche Autobauer lassen sich vermehrt in Carolina, Alabama und Mississippi nieder. Das ist fabelhaft für die USA, so entstehen mehr Jobs», freut sich Greenblatt.

Er kennt es anders. Die Chinesen hätten ihn fast an den Rand des Ruins getrieben. «Aber nun können wir schneller und zuverlässiger liefern, und unsere Qualität ist auch noch besser», sagt Greenblatt. «Die Preise unterscheiden sich auch nicht mehr so stark, denn unsere Produktion ist effizienter geworden.» Eine Erfahrung, die man bei Exxel teilt.

Für die Industrie kommt der Rückenwind gerade noch rechtzeitig, bevor ihr die Bedeutungslosigkeit droht. Mitte der 1950er Jahre erwirtschafteten die Arbeiter im Blaumann noch fast 30% des Bruttoinlandsproduktes. Heute sind es nur noch knapp 12%. Nicht nur die kleineren Hersteller profitieren von den Exporten. Die Nachfrage aus dem Ausland half auch den Schwergewichten Dow Chemical, General Electric, Caterpillar und United Technologies: Sie alle expandierten im Ausland – und konnten so die Schwäche im Inland kompensieren. Bei Caterpillar war das Wachstum in den Schwellenländern sechsmal so stark wie in Nordamerika – und kurbelte die Exporte um 30% an. Ein Lichtblick in Zeiten düsterer Wirtschaftsmeldungen.



Gipfeltreffen auf dem Höhepunkt der Kreditkrise

Majestätisch ragen die Gipfel der Grand Tetons über das Tal. Hier, in einem der luxuriösesten Bergresorts Amerikas, haben sich dieses Wochenende die Notenbanker der Welt eingefunden. Der Titel der Veranstaltung, «Stabilität erhalten in einem sich verändernden Finanzsystem», klingt weniger wie eine Strategie als wie ein Gebet an den Berggott.

Vor einem Jahr noch warnte Ben Bernanke davor, es sei nicht die Aufgabe des Fed, für Fehlentscheidungen der Marktteilnehmer geradezustehen. Seither hat der Fed-Vorsitzende fast nichts anderes mehr gemacht. Er hat die Zinsen um 325 Basispunkte gesenkt, so aggressiv wie kaum ein Fed-Chef zuvor. Er hat eine Palette neuer Kreditlinien für die Branche eingerichtet. Im März kam die bisher grösste Rettungsaktion, als das Fed den Verkauf der abgestürzten Investmentbank Bear Stearns an JP Morgan Chase einführte, um eine fatale Kettenreaktion an den Märkten zu verhindern.

Inflationsdruck sinkt

Bei seiner diesjährigen Eröffnungsrede gab sich Bernanke verhalten. «Auch wenn wir Verbesserungen in einigen Bereichen des Marktes gesehen haben, ist der Finanzsturm, der Orkanstärke erreicht hat, noch nicht vorbei.» Immerhin konnte er die Börsianer beruhigen: Der Fed-Chef erwartet, dass der Inflationsdruck durch die sich abschwächende Konjunktur abnimmt – und scheint damit anzudeuten, nicht an der Zinsschraube drehen zu wollen. Das sorgte für ein Hurra an der Börse.

Doch die Erleichterung könnte von kurzer Dauer sein: Investoren flohen in der vergangenen Woche aus den beiden grossen Hypotheken-Instituten Fannie Mae und Freddie Mac. Auslöser der Panik war ein Bericht des Anlegermagazins «Barron's», eine Rettungsaktion durch die Regierung stehe bevor. Während die Verluste bei Fannie und Freddie steigen, haben die beiden Probleme, sich frisches Kapital zu beschaffen. Das Duo der Riesen hält oder garantiert inzwischen über 40% des 12 000 Mrd. \$ schweren Marktes an

US-Wohnimmobilien. Dank der anhaltenden Kreditklemme sind sie mittlerweile die Einzigen, die in grossem Stil in der Lage sind, Hypotheken von regionalen und kleineren privaten Anbietern aufzukaufen. Damit schaffen sie einen wichtigen Zweitmarkt, ohne den die Lage am Immobilienmarkt noch trostloser wäre. Noch verfügen die beiden Institute über genug Kapital, wie sie stets beteuern. Doch problematischer wird es, wenn sie ihre Anleihen und verbrieften Hypothekenscheine nicht mehr an die Anleger loswerden.

Hilfe für Hypo-Riesen?

Dass die Ratingagentur Moody's am Freitag die Vorzugspapiere auf knapp über Junk-Status herunterstufte, dürfte nicht helfen. «Es geht nur noch um das Wie, nicht um das Ob» eines staatlichen Eingriffs, ist der Kommentar vieler Händler. Was eine Rettungsaktion für die Investoren weltweit bedeuten würde, ist kaum abzusehen. Zusammen haben Fannie Mae und Freddie Mac 1500 Mrd. \$ an direkten Schulden, dazu garantieren sie Hypothekenscheine in Höhe von 5000 Mrd. \$ und ausserbilanzielle Verpflichtungen von 3000 Mrd. \$, hat Richard Bove ausgerechnet, Bankenanalyst bei Ladenburg Thalmann. Sein Rat an Finanzminister Henry Paulson: «Schlachte die Monster!» Aber Fannie und Freddie sind keineswegs die Einzigen, die Investoren überzeugen müssen. Richard Fuld, Chef der Investmentbank Lehman Brothers, ringt darum, seinem Institut das Schicksal von Bear Stearns zu ersparen. Die Aktie hat 2008 fast 80% verloren.

Am Freitag bekam Fuld erst einmal eine Atempause. Die Aktie schoss über 14% nach oben, nachdem die Nachrichtenagentur Reuters berichtet hatte, die Korean Development Bank habe Interesse an der Nummer vier der Wall Street angemeldet. Derweil wird spekuliert, was Fuld alles auf den Markt werfen könnte, darunter ein Notverkauf der Vermögensverwaltung, des Jewels.

Schon geht an der Wall Street das Wort um, die Krise werde noch weit länger dauern als erwartet.

Heike Buchter / Jens Korte, New York



Sitz des angeschlagenen Hypotheken-Instituts Fannie Mae. (Jason Reed/Reuters)

Swiss Re wäre von einer Verstaatlichung betroffen

Übernimmt der US-Staat Fannie Mae und Freddie Mac, drohen der Swiss Re neue Verluste.

Charlotte Jacquemart

Über 2,7 Mrd. Fr. hat der grösste Rückversicherer Swiss Re seit November 2007 wegen riskanten Engagements am Finanzmarkt abschreiben müssen. Nun drohen CEO Jacques Aigrain neue Verluste mit nachrangigen Anleihen, welche die Swiss Re von den beiden grössten US-Hypothekendarbanken, Fannie Mae und Freddie Mac, ausstehend hat.

Dies für den Fall, dass die US-Regierung sich entschliesst, die beiden vor dem Kollaps stehenden Kreditinstitute zu retten. Und dies gilt jenseits des Atlantiks seit einigen Tagen als gesichert,

angesichts des «Gesundheitszustandes» der beiden Institute. Der «Economist» schätzt, dass deren Bilanzen mit total 23 Mrd. \$ überschuldet wären, würde zu Marktwerten bilanziert.

Schiesst der US-Staat Steuergelder ein, gehen Aktionäre und Besitzer von nachrangigen Anleihen mit grosser Wahrscheinlichkeit leer aus. René Locher, Analyst bei Sal. Oppenheim, sieht bei der Swiss Re Anleihen im Wert von 245 Mio. Fr. als gefährdet. Nachrangige Anleihen werden im Falle eines Konkurses (Chapter 11) erst zum Schluss bedient. Keine Ausfälle sollte eine Verstaatlichung der Institute auf regulären Bonds und Senior Discount Notes bringen. Die Swiss Re hält davon total 10 Mrd. Fr. Die Zurich-Versicherung hingegen hat keinerlei direkte Anleihen der zwei Institute im Portefeuille.